



Nr. 30

Donnerstag, den 28. Juli 1904.

19. Jahrgang

O selig, o selig!

(Aus dem Lieberbuche eines Strohwitwers.)
Sonst kneipt ich solide bis Abends nun zehn,
Dann wurde ich müde und pflagte zu geh'n,
Mein herziges Weibchen verlangt' es mit Zug,
Doch jetzt nahm mein Läubchen zum Seebad den Flug.

Ein nächstlicher Wanderer — eil' froh ich hinaus,
Geht heimwärts ein andrer, — so lach' ich ihn aus,
Und kneipe bis mählig der Tag bricht herein, —
O selig, o selig, Strohwitwer zu sein!

Geschäftliche Bürde hält fern mich vom Strand,
Doch trag' ich mit Würde — den Strohwitwerstand,
Doch schreibe ich kläglich: Ich sehn' mich nach Dir,
Doch such' ich vergnüglich mein eigen Pläster.

Den Ring in die Tasche der Weste hinein,
Herr Wirth eine Flasche vom feurigsten Wein, —
Nun singe ich fröhlich im trauten Verein:
O selig, o selig, Strohwitwer zu sein!

Magdeburg. Gen.-Anz.

Nachdruck verboten.

Fritz Reuter in der Wasserheilstadt.

Humoreske von Adolf Hölzerl.

Die Herbstsonne liegt auf Eisenach' Landschaft, von deren
sagenumwobenen Höhen die alte „Marburg“ stolz und ehrfurcht-
gebietend herabgrüßt und zu dem staunenden Wanderer wie ein
mittelalterliches Gedicht redet.

Am Fuße der Wartburg leuchtet in den fahlen Farben des
Herbstes die in eblam, italienischem Stile gehaltene Villa Fritz
Reuters, auf deren Terrasse der Dichter sitzt und den Blick in
das schöne Thal schweifen läßt. Fremde, die auf dem nahen
Wartburgwege zur Burg emporziehen, winken freundliche Grüße
herüber, die bei dem Dichter ein verlegenes Lächeln der Beschei-
denheit hervorrufen.

Gesättigt von der herrlichen Aussicht, begibt sich Reuter in
sein Arbeitszimmer, greift nach Tinte, Feder und Papier, und
schreibt einen Brief an Dr. Warbey. Der Dichter hat die Ab-
sicht, ins Bad Stuer bei Blau in Mecklenburg zu reisen, und sich
dieser „Wasser-Tortour-Anstalt“ und der heimathlichen „Water-
kurst“ anzuvertrauen. Warum? Das sagt sein Brief, den er
eben schreibt und der folgendermaßen lautet: „Eisenach, den 7.
November 18... Geehrter Herr Doktor! Ein von Ihnen aus-

gegangenes Zeitungsinsert hat in mir die Lust erweckt, eine
Winterkampagne in Stuer durchzumachen. Einen regelrechten,
durch dick und dünn gehenden Wassermenschen würden Sie an
mir nicht haben, thut aber auch nicht nöthig, da ich von seinen
besonderen Leiden geplagt bin; ich wünsche mehr als Luftsnap-
per und auf Diät gesetzter Gast angesehen zu werden. Lust und
schöne Luft habe ich freilich auch hier, aber mit der Diät hapert
es: ich habe hier zu viel Besuch, der einem zweckmäßigen modus
vivendi feindlich ist. Wenn sie mich aufnehmen wollen, so bitte
ich, mir zu sagen, ob Sie mir zwei gut heizbare Zimmer geben
können...“

Fritz Reuter hat diesen Brief eben vollendet, als „Luising“
erscheint, und sagt, daß ihm zwei Herren ihre Aufwartung ma-
chen wollen. Der Besuch kommt ihm offenbar unangelegen. Als
er aber hört, daß der eine der Geheimrath Paul Stier aus Wei-
mar, ein Sohn des ihm befreundeten Kirchenrathes Stier in
Eisenach sei, den er von klein auf kannte und in „De Reis“ nach
Konstantinopel als Paul Groterjahn gezeichnet hatte, entschloß
er sich, die Besucher zu empfangen. Er ging hinab und Herr
Geheimrath Stier stellte Reuter seinen Freund Ochs vor.

Der Dichter lächelte in der ihm eigenen gutmüthig-spö-
tischen Weise und lud die beiden Herren ein, Platz zu nehmen.
Sie sprachen über dies und das, als die gemüthliche Unterhalt-
ung unterbrochen wurde. Ein neuer Besuch wird gemeldet, und
„Luising“ überreicht ihrem „Fritz“ diesmal eine Visitenkarte,
auf der er zu seiner großen Belustigung liest: „Dr. Erich Ruh,
f. u. f. Hof- und Gerichts-Medical aus Wien“.

Reuter bittet seine Gattin, den Besuch in den Salon zu ge-
leiten, und stellt dann die Herren der Reihe nach vor: „Herr
Stier aus Weimar...“, „Herr Ochs aus Gotha...“, „Herr
Ruh aus Wien...“

„Jetzt fehlt mir noch das Kalb“, spricht Reuter launig,
„dann hätte ich die berühmte Familie voll unter meinem Dache“.
Alles lacht...

Kaum war das Gespräch wieder in das Fahrwasser einer
ruhigen Unterhaltung gerückt, als Reuters Gattin abermals mit
einem goldumranderten Kärtchen erschien. Darauf stand in seiner
Schrift: „Arthur von Kalb, Kammerherr...“

„Meine Herren“, rief Reuter lachend, „Ihr jüngster Wer-
wandter hat sich jetzt auch gemeldet.“

Unter stürmischer Heiterkeit wird der eintretende Kammer-
herr empfangen und seinen Familien-Angehörigen vorgestellt.

Doch nicht genug an dem. Es meldete sich später noch ein
junger Germanist, namen Julius Karpf, der aber auf den näch-

*) Thatsache.

Den Tag bestellt wurde, da er, wie Reuter meinte, nicht zur „Zoologie“ gehörte.

Das Gespräch war lebhaft und anregend, und es ist erklärlich, daß man dabei auch auf die Wasserheilanstalt Stuer zu sprechen kam. Ein Anwesender meinte, daß dieses Bad sehr zu empfehlen sei: „Ich habe einen Bekannten, der dort vollkommen geheilt wurde. Sein Name ist Gase“, bemerkte er.

„Wieder einer aus dem Thierreich oder ist es jener Gase, der von nicht weech?“ fragte der Dichter.

„Nein, er ist Verwaltungsbeamter, ein ordentlicher, richtiger Gase.“

„Na, wenn der ausgehalten hat, werde ich's auch aushalten. Und nun, meine Herren: „Prosit!“ Dieses Glas trinke ich auf das Wohl meiner seltenen Gäste.“

Reuters Entschluß, nach Stuer zu gehen, stand fest.

Fritz Reuter befindet sich seit drei Wochen in Stuer. Er trinkt nichts als Wasser — weil er nichts anderes erhält. Dr. Warbey war lange nicht so streng als Reuters Gattin. Diese hatte dem Wirth die Weisung gegeben, ihrem „Fritz“ nichts, auch nicht das geringste zu verabreichen, was irgend eine Ähnlichkeit mit Bier, Wein oder Likör hätte. „Luising“ reiste ab, und Reuter ergab sich in sein Schicksal.

Da bekam er eines Tages Besuch in der Person seines Verlegers D. G. Hinstorff aus Wismar, der geschäftliche Dinge mit ihm zu besprechen hatte.

Reuter stellte dem Wirth vor, daß es nicht gut ginge, seinen langjährigen Geschäftsfreund ohne jede Erfrischung zu lassen. Er müsse ihm wenigstens anstandslos etwas vorsehen. Den Wirth leuchtete das ein, und bald kam eine Flasche Rothwein auf den Tisch, der eine Flasche Weißwein folgte, dann nochmals eine und später wieder eine.

Der Verleger schien aber mit einem guten Gefälle ausgerüstet zu sein, denn die Flaschen wurden rasch und oft leer, bis der Wirth bei der siebenten Flasche Einwendungen machte und nichts mehr hergeben wollte.

„Ich kann auch gar nicht glauben, daß dieser Herr ein so starker Trinker ist“, sagte er ungehalten. „Er sieht mir nicht darnach aus.“

„Der?“ versetzte Reuter theuernd. „Si glöwen gor nich, wat so'n Verleger söpt.“

Es half aber nichts. Der Wirth gab nichts mehr her.

Nach acht Tagen erhielt Reuter einen Brief von Hinstorff. Der Dichter ließ sogleich den Wirth rufen und theilte ihm mit, daß sein Verleger zwölf Flaschen Weißwein von derselben Marke wünsche, die er bei ihm getrunken.

„Lassen Sie die Kiste zurecht machen“, sprach Reuter, „und schicken Sie sie mir herauf. Ich werde ein Buch beilegen. Den Wein will ich Ihnen gleich bezahlen. Es ist am einfachsten.“

„Soll alles aufs beste besorgt werden.“

Nach einer Stunde brachte der Hausknecht eine Kiste, die Reuter mit dem Bedenken in Empfang nahm, daß er das Buch erst suchen müsse. Der Hausknecht möge in zehn Minuten wieder kommen. Als er wieder erschien, die Kiste zu vernageln, nahm Reuter den Deckel und packte ihn mit großer Vorsicht auf die Kiste. Dann gab er dem Knechte ein Trinkgeld und schickte ihn zur Bahn.

Als dies erledigt war, beantwortete er Hinstorffs Brief und setzte am Schlusse bei: „Ich sende dir heute eine Kiste, die eine kleine Ueberraschung für meine Frau enthält. Stelle sie einstweilen zurück. Ich werde dir schreiben, wann du mir sie schicken sollst.“ Den Brief trug er selbst zur Post.

Nach zwei Wochen kam Reuters Gattin nach Stuer, um ihn abzuholen. Sie läßt sich die Rechnung geben und sieht darauf den Posten „6 Flaschen Rübeshheimer à M. 3.— = M. 18.—. Sie macht den Wirth darauf aufmerksam.

„Das ist richtig“, spricht dieser. „Der Wein wurde nicht von Ihrem Gemahl, sondern von dem Verleger Hinstorff aus Wismar getrunken.“

„Von Hinstorff? Der trinkt ja nur Thee.“

„Er scheint doch auch Wein zu trinken...“

„Aber gleich sechs Flaschen!“

„Der Wein muß ihm außerordentlich gemundet haben, denn er hat sich noch zwölf Flaschen von der gleichen Marke nach Wismar schicken lassen.“

Frau Reuter schüttelte den Kopf, bezahlte die Rechnung und saß zwei Stunden später im Postwagen, um mit ihrem „Fritz“ dem schönen Thüringerlande zuzufahren.

Eisenach. Es dunkelt bereits. Ein Frachtwagen hält vor der Villa Reuter. Der Fuhrmann trägt einen länglichen, mäßig großen Gegenstand auf dem Rücken und bringt ihn in das Haus. Es ist eine Kiste aus Wismar.

Als Reuter die Kiste sieht, wird er verlegen, erdbet und frönt sich hinter den Ohren.

„Da kommt eine Kiste von Hinstorff in Wismar“, spricht „Luising“. „Wir wollen sie gleich öffnen.“

„Lat tau“, entwiderte Reuter. „Lat tau up jeden Foll. Sünd mine Bäuler inn.“

„Man kann nicht wissen, ob nicht doch etwas anderes auch noch drin ist. Einmal muß sie doch geöffnet werden. Adelheit, bring mir mal Hammer und Stemmeisen...“

Dampf hallen die Schläge durch das Haus... Ein Splintern und Krachen — der Deckel fällt... .

Frau Luising entfernte eine Lage Zeitungspapier, dann noch eine und wieder eine, und holt jetzt nach einander vier schwer, schwarzgebrannte Wärmesteine heraus... .

„Fritz!“ ruft sie, „Fritz! Was ist das für eine Ueberraschung?“

Reuter weiß von der ganzen Sache nicht das geringste und versichert, so unschuldig zu sein, wie ein Säugling.

Jetzt geht Frau Reuter nach ihrem Zimmer und holt die Baderechnung. Gleich darauf kehrt sie zurück und deutet auf eine Stelle der Rechnung. Dort stand deutlich geschrieben: „4 Wärmesteine à 60 S. macht M. 2,40 S.“

Und der Dichter umarmt seine Frau und spricht verlegen: „Lat mi tausreden. Jä bün mal so'n hell'schen Kierl. Luising, si mang wedder gaud...“

Des andern Tages erhielt Reuter eine Postkarte von Hinstorff folgenden Inhalts: „Du hast ganz Deine Kiste vergessen. Da sie schon so lange hier steht, schicke ich sie vor einigen Tagen ab.“

Aber auch der Wirth der Wasserheilanstalt Stuer sollte wegen seiner Weinsendung an den Verleger Hinstorff nicht im Unklaren bleiben. Als der Nachfolger Reuters das Schlafzimmer zu heizen auftrag gab, entstand darin ein solcher Qualm und Rauch, daß Thüren und Fenster geöffnet werden mußten. Bei näherem Zusehen fand man den rückwärtigen Theil des Ofens mit leeren Flaschen vollgepfropft, deren goldumrandete Etiketten die Worte zeigten: „Rübeshheimer. Die Flasche M. 3.—...“

Aus dem Niederbuch eines Dachsen.

Daß manche Thiere weinen können, hat die Forschung jetzt endgültig festgestellt. Ein Mitarbeiter der „Gazette Medicale“ erzählt z. B., daß die Kühe weinen... .

O weine nicht! Denn Deine stummen Thränen

Durchdringen mir das Herz wie Feuergluth.

Des Schlächters Messer naht sich Dir, der Schöner,

Und lechzt nach Deinem jungfräulichen Blut.

Ertrag es heldenhast, wenn er Dich sticht,

O weine nicht!

Wir alle müssen eines Tages sterben,

Draun schreite thränenlos in's Todtenreich,

Auf daß die dummen Ställeut Dich erwerben

Für theures Geld als prima Thiersenfleisch.

Und Fähigkeit zielt Dich noch als Gericht,

O weine nicht!

O weine nicht! Du mußt von Hinnen gehen,

Gerissen wirst Du aus der Deinen Schaar;

Doch tröste Dich: es gibt ein Wiedersehen.

Dann wandelst Du umher im Flügelpaar

Und Wonne strahlt aus Deinem Augesicht,

Draun weine nicht!

(Jugend.)

Bei Raitschou.

Die Japaner*) brauchen eine List,

Worauf mit Recht sie stolz sind:

Sie stellen erst Kanonen auf,

Die ausgemacht aus Holz sind.

Drauf fangen die Russen zu bumsen an

Mit Schrapnells und Granaten

Und pflegen ihre Stellung so

Dem schlauen Feind zu verrathen.

Was aber für die Russen dann

Den Kampf macht stets zur Schlappe,

Ist die echte japanische Artillerie,

Und die ist nicht von Pappe.

(„Münchener Jugend“.)

*) In Ostasien gebräuchlicher, etwas verächtlicher Ausdruck für Kanonen.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Er will nicht groß thun.

Anton Rentner ist ein Jüngling mit lockigem Haar; trotz seiner Jugend, achtzehn Jahr ist das Herrchen erst alt, hat er schon mehrere Brautens gehabt, und um die kostspieligen Liebschaften zu unterhalten, vergriff er sich schließlich an der Portokasse seine Prinzipals..

Richter: Sind Sie Lehrling im Geschäft?

Angell.: Noch nicht, Herr Gerichtshof, ich bin man Loosbursche jetzt. Ich hatte keine genügende Schulbildung nicht genommen, um mir als Loosbuch zu qualifizieren, aber nächstes Monat, da ich als Hausdiener, dann höre ich auf, man bloß Loosbursche zu sein.

Richter: Wie kommen Sie als Loosbursche überhaupt an die Kasse?

Angell.: Na sehn Sie, das ist ja eben, was ich selber nicht befreien kann. Wie soll ich als junger Leinwand Loosbursche an die Kasse kommen? Das ist'n Ding der Unmöglichkeit, also, sprechen Sie mir frei, machen Sie, das aus ist und lassen Sie mich laufen.

Richter: Gestohlen haben Sie doch auf alle Fälle.

Angell.: Herr Gerichtshof, machen Sie man kein' Umhangung nicht. Erstcht kann' Sie sich nicht denken, das ich an die Kasse war, um mir einmahl machen Sie so'n Umhangung. — Ich habe nicht gestohlen, da kann' Sie mir druf vordrücken.

Richter: Wozu brauchten Sie das Geld?

Angell.: Ach so, Kiste aus der Luke? Sie woll'n mir jagen! Nee, an den Rahms piepen wir noch lange nicht. Das Geld, was ich brauchte, das hat mir noch immer vordient. Und nicht zu knapp. Was flooben Sie wol, was ich für Trinkgeld kriegt! Wunders! Das kommt ich auf zwei Meter. Ja wol, Herr Gerichtshof, ich will mir nicht groß machen, aber es ist so.

Richter: Da müssen Sie ja schon ein schönes Stück Geld gespart ha'n.

Angell.: Hätt' ich auch, wenn die Liebe nicht wäre, aber was meine Brautens sind, die kosten mir höllischviele Draht. Und wenn ich mit sie ausseh', da laß ich mir nicht lumpen. Nee das sicher nicht. Da kommt er mir auf'n Füll mit Sparjeln und 'ne Balle Nothpfeifen nicht an. Leben und le'm lassen, so sage ich. Ich will mir nicht extra groß machen, Herr Gerichtshof.

Richter: Nein, Nein! Nun sagen Sie aber mal, da reihen ja die zwei Mark Trinkgeld nicht weit. Wo hatten Sie denn z. B. dies Zwanzigmarkstück her, das man in Ihrer Tasche fand?

Angell.: Ach — das Goldstück? (Sehr verlegen.) Na ja — Sie meen' doch das Goldstück? — Na, warum soll ich denn kein Goldstück ha'n? Sehn Sie, Herr Gerichtshof, na machen Sie schon wieder 'n Umhangung, erstcht sagen Sie, ich müßte viele Gold schon gespart ha'n und nun soll ich das Zwanzigmarkstück jeklaut ha'n. Das war mein Eigentum und überhaupt, ich hatte noch viele mehr Gold, 'n Junzler und zwei Froschen hatte ich auch noch bei mir. Ich will mir ja weiter nicht groß machen, aber ich bin immer gut bei Kasse.

Richter: Der Lehrling hat aber gesehen, daß Sie heimlich in die Portokasse, aus der schon öfter Beträge fehlten, griffen. Und als er die Kasse nachsah, fehlte das einzige Goldstück, das überhaupt drin lag.

Angell.: Na, wollte ich denn 'n Goldstück klauen? (Weinend.) Das wollte ich man nicht, man bloß eine Mark, aber in der Eile vergriff ich mir.

Richter: Also gesehen Sie doch jetzt, daß Sie schon öfter gestohlen haben.

Angell.: Na, was soll ich denn machen? Die Wiege die jetzt nicht zu Wängers, die jetzt bloß in meine Tasche und das kost' 'n bandijet Baumguten. Aber Herr Gerichtshof, flooben Sie mir man, ich habe höchstens so noch und noch vier mal was geklaut. Meine Wiege darf aber nicht erfahren, die soll mir als Ehenkelmann in't Andenken behalten, ich will mir ja nicht weiter groß machen, aber —

Der Angeklagte wird zu 8 Tagen Gefängnis verurteilt.

Angell.: Herr Gerichtshof, ich bitte bloß, das meine Wiege nicht von zu wissen kriecht. Ich hab' die immer so velle von mein Reichthum vorerzählt. Und nun! Wissen Sie was, Herr Gerichtshof, ich schreibe sie, das ich für't Geschäft 'ne Geschäftsbreise mache, ich will mir ja nicht weiter groß thun, aber — — —

Der Angeklagte wird hinausgeführt.



Am Telephon.

Herr (der schon einige Male falsch verbunden, zur Telephonistin): „Fräulein, Sie würden mich recht unendlich verbinden, wenn Sie mich endlich recht verbinden würden.“

(„Münchener Jugend.“)

Schneidige Kolonialpolitik.

Diener: „Herr Assessor, ein paar deutsche Einwanderer sind da, die sich in Südwestafrika ansiedeln möchten.“

Assessor: „Sollen sich zum Ausdud scheeren! Pack hat's ja doch nur auf zukünftige Entschädigung abgesehen!“

Kleines Gespräch.

„Woran mag das liegen, daß angesichts des großen Brandunglücks in dem Dorfe Slupia keine Hilfsaktion unternommen werden ist?“

„Weil das Dörfchen weder zu Rußland, noch zu Schweden, noch zu Norwegen gehört, sondern preussisch ist!“

(„Münchener Jugend.“)

Ein gar sittsames Mädchen

ging jüngst mit einem Herrn über die Straße, als es plötzlich seine Mutter des Weges kommen sah. Leicht erröthend entschuldigte es sich bei seinem Begleiter mit den Worten:

„Ach verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie verlasse; allein ich habe Mutterpflichten.“

Von der Salzquelle.

„Ich kann Toni nicht ausstehen. Sie ist eine ganz hinterlistige Person. Erst gestern wollte sie mich verleiten, über Dich herzugreifen.“

„Das hat sie gethan? Wie? Erzähle doch Gamm!“

„Sie bat mich, ihr im Vertrauen zu sagen, was ich in Wirklichkeit von Dir denke!“

Aus der Gesellschaft.

Junge Dame: „Ach, Herr Doktor, ich habe solche Kopf-schmerzen!“

Arzt: „Heirathen Sie! — Dann hat sie ihr Mann!“

Vom Rothenhorn.

Dame (beschäftigt sich eifrig mit Blumensuchen): Wie schön! Herr (ihre aufschauend): Sie sind wohl eine Botanikerin?

Dame (verlegen): Nein — ich bin aus Buda! —

Die liebe Schwiegermutter.

„Ich sehe immer mehr ein, daß meine Tochter einen großen Irrthum begangen hat, als sie Ihre Frau wurde. Sie ist so ganz verschieden von Ihnen.“

„O, bitte, Frau Schwiegermutter, mir nicht schmeicheln!“

Scharfe Konkurrenz.

Piccolo: „Herr, soeben ist auf dem Wege zu unserem Hotel ein Reisender total ausgeraubt worden!“

Hotelier: „Gemeinheit, einem die Kundschaft so vor der Nase wegzuschwappen!“

Widerkunnig.

Ungeheurer Stenograph (der seit zwei Stunden an einer Aufgabe arbeitet, wüthend): „Und das nennen sie nun Kurzschrift!“

Im Schred.

Frau (die mit Strümpfstricken beschäftigt, plötzlich ihren fortgelaufenen Gatten zur Thür eintreten sieht): „Aber, Mann, weshalb hast Du nicht vorher geschrieben . . . jetzt hätte ich bei nahe eine Nase fallen lassen!“

Frech.

Hausirer: Schöne Taschentücher gefällig, Fräuleinchen?

Fräulein: Kann keine gebrauchen.

Hausirer: Wie heißt, womit puzen Sie sich denn die Nase!

Die höhere Tochter.

Stöchin (zum Hausfräulein): „Wenn die Eier frisch bleiben sollen, gnä Fräulein, müssen's an einen kühlen Ort gelagt werden.“

Fräulein: „Wie könnte man das aber nur der Henne beibringen?“

Nähe Beziehungen.

Schneidmann: Sie bitten mich um die Hand meiner Tochter — wie können Sie dazu — ich kenne Sie ja gar nicht!

Vererber: Erlauben Sie, Sie haben mir doch gestern noch eine Geschäftsempfehlung geschickt!

Keine Herrschaft.

Dienstmädchen: Heute ist schon der fünfte und Ihre Frau hat mir noch keinen Lohn gezahlt.

Hausherr: „O, das ist aber fatal — gerade wollte ich mir drei Mark von Ihnen leihen.“

Das letzte Mal.

Frau: „August, erinnerst Du Dich noch, wie wir vor Jahren hier standen und Du um meine Hand anhieltest, und wie ich stand und vergobens nach Worten suchte!“

Matte: „Ich ich daran denke, es war ja das letzte Mal, daß ich Dich nach Worten suchen sah!“

Kein Geschäft.

Restaurateur Möves (der auf dem „Meteor“ eine Nordlandsreise mitgemacht hat): Und nun stell Dir mal vor, wie's da weiter oben am Nordpol is. Vom April bis September egal Tag und vom Oktober bis März egal Nacht.

Restaurateur Krowutschke: Der wäre' keine Fegend vor mir. Wenn da Guter keine Nacht-Kongression hat, kann er der Lokale einfach auf sechs Monate zusperren!

Wortspiel.

„Der Spurtler scheint von seiner Eh nicht sonderlich erlaut?“

„Ja, der hat so ein trautes Heim, daß er sich nicht heim traut.“

Nur.

Ein feingekleideter Herr läßt sich nach dem Gefängnisge- lände fahren.

Rutcher: Soll ich vielleicht so lange warten, bis der Herr wieder herauskommt?

Herr: Meinethwegen, wenn Sie so lange Zeit haben.

Rutcher: Dauert's denn lange?

Herr: Nein, nur zwei Monate.

Nobel.

Parvenu (zu seiner Tochter): Ella, unten steht schon wieder Dein Verehrer und bringt Dir ein Ständchen... schütt' ihn doch eine Flasche Sekt auf den Kopf.“

Zoologisches.

Lehrer: „Ist der Elefant ein nützliches Thier oder ein schädliches?“

Schüler: „Ein schädliches.“

Lehrer: „Warum?“

Schüler: „Weil aus seinen Zähnen Klaviertasten verfertigt werden.“

Nur militärisch.

„Ist Ihre Köchin wirklich so ins Militär verarrt?“

„Und ob! Ich sag' Ihnen, wenn die einen Braten in der Pfanne wendet, so kommandirt sie schneidig: links!“

Kleines Gespräch.

„Gee, hasten schon gehört von Fritzchen?“

„Nee, Willam, erzähl mal, aber hör uff mit Arbeiten, der Herr Polier hat gesagt, bei der Arbeit soll'n wir uns nich naterhalten!“

Sächsische Höflichkeit.

„Aber, Herr Dietchen, was sollen denn immer die Menge Buchstaben unter jeder Seite Ihrer Briefe „A. w. S. d. d. S.“ usw.“

„Sähne, das soll Sie nämlich nur heeßen: Ach, wenn Sie doch die Viehde haben mechten um gefälligt e Viehchen umavenden, ja?“

Eifersüchtig.

Matin zu ihrem Jüngsten: „Trink' Herzl!“

Matte: „Siehst', Alte, das hast Du die ganzen zwanzig Jahre, die wir verheirathet sind, zu mir noch nie gesagt!“

Su viel verlangt.

„Wie ist denn das eigentlich gekommen, Spund, daß Du Dich mit Deiner Meinen in der Gemäbeausstellung verfehlt hast?“

„Denke nur, schreibt mir das Mädel, ich soll sie unter dem Wibe „Sonnenanfang“ erwarten. Was weiß ich, wie ein Sonnenanfang aussieht!“

Vermuthung.

Sohn (des Polizeichefs): „Papa, hier steht von Briefen, die ihn nicht erreichten! Waren das Stedbriefe?“

Unter Anwälten.

„Warum halten Sie den Prozeß Ihres Klienten für verloren? Haben Sie bereits alle Mittel, welche zu Ihrer Verfügung stehen, erschöpft?“

„Nein, das gerade nicht! Aber ich habe bereits alle Mittel erschöpft, welche er zu seiner Verfügung hat.“

Ahnungsvoll.

„Was werden Sie nach dem Examen beginnen, Herr Studiosus?“

„Unbedingt zum zweiten Male versuchen!“

Ein Erziehender.

Tante (zum Onkel, der den studierenden Nefen besucht): „Hat Dich der Junge an der Bahn abgeholt?“

Onkel: „Natürlich; er sah im Wartesaal und — studirt!“

Gerechte Entrüstung.

„Scha, da geht Dein früherer Bräutigam; er sieht gut aus!“

„So eine Unverschämtheit!“

Kindermund.

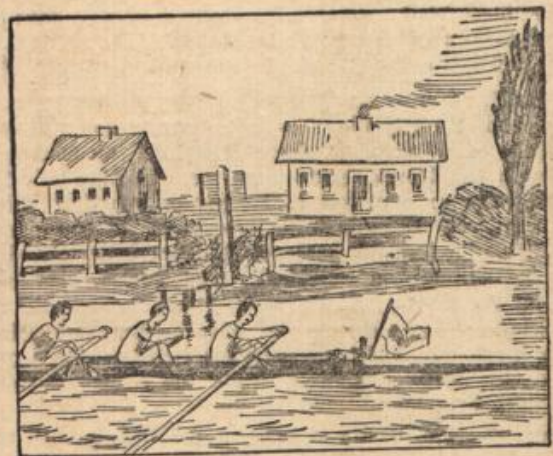
Im Empfangszimmer sitzt ein Herr und wartet auf das Erscheinen des Herrn und der Frau des Hauses. Inzwischen gesellt sich der kleine Sohn des Hauses zu dem „Besuch“ und betrachtet bewundernd den glänzenden kahlen Schädel des Alten. Nach längerem Nachdenken sagt der Kleine: „Nicht wahr Onkel, wenn Du von Deinem Papa mit der Klopspeitsche dane kommst, bekommst Du sie da oben?“

O weh!

Bräutigam (zur kleinen Schwägerin): „Sage einmal, Trudchen, dauert denn Annas Toilette immer so lange?“

Trudchen: „Ach nein, das ist nur heute so — ich habe ihr ihre Bähne verpflegt, weil sie mich heute früh gehauen hat!“

Vexirbild.



Wo ist der Steuermann?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Vommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.

Hamburger Zigarren-Haus,

Wiesbaden, Wellrichstraße 21,

Mainz, Schillerstraße 46

Empfehle meine Spezialitäten in nur Hamburger Zigarren aus garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken.

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als Fachmann in der Lage, auch den verwöhntesten Raucher in jeder Beziehung zufrieden zu stellen. 3507

Eduard Schäfer.

Ben zum besten wurde, da es wie Bienen meiste, nicht aus-
"Gedachte" geborene, was es nicht aus der Natur, sondern aus
das was es nicht aus der Natur, sondern aus der Natur, sondern aus



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 174.

Donnerstag, den 28. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Büger.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

In buntem Wechsel u. die Zweige in einander verschlungen, stehen hier die Traubeneiche und die Birke, die Bitterpappel und der Haselstrauch, die Silberweide und die Eiche. Und am Fuße dieser Bäume wechselt die Hasel mit dem Wasserseebald, die Tamariske mit dem gelben und roten Hartriegel und der von wildem Hopfen umschlungene Sanddorn mit dem Haselkätzchen. Waldbreite und Bitterstich klettern, die Stämme naranfend in die Höhe, streben dann in zierlicher Annäherung von den Ästen herab, um die schwarzglänzende Einbehre zu küssen, die neben dem Wunderweiden und dem blauen Eisenhut den Rasen des Waldes ziert.

Und durch diesen zur Sommerzeit undurchdringlichen Urwald schlängeln sich die Altarme der Donau. Von Rururweiden und Schwarzegeln eingeschlossen, scheinen die stillen Fluten jenen Tagen nachzutraumern, als sie noch lebhaft dahinstrichen, Bäume entwurzeln und kleine Strauchinseln mit sich führen konnten. Nun schmücken Wasserrosen und Schwertlilien die grünen unbeweglichen Spiegel. Die Blumenbinsen nicken leise den Rebendolben und Wassersebern zu, und zwischen Tannawedeln und Weiden schieben muntere Dackelchen umher, die, gleich den Mammelblättern, von Zeit zu Zeit unter- und wieder auftauchen. Ringsum herrscht der Friede einer harmlosen Wildnis.

Zuweilen nur hört ein hoch in den Lüften kreisender Raubvogel diese träumerischen Fluten und ihre Bewohner. In ergiebigen Spiralen senkt er seinen Flug abwärts, um schließlich aus großer Höhe pfeilschnell herniederzustürzen. — Wie ein dunkler, schlammiger Mist anzusehen, steht unmittelbar an der Wasseroberfläche regungslos ein gewaltiger Dackel. Gieriger Blickes auf Beute lauernd, ahnt er es nicht, daß ein gefährlicher Räuber die leichten Bewegungen seiner Kiemen erpäht hat. Plötzlich schlagen sich scharfe Krallen in seinen Rücken. Mit noch ungebrochener, von Todesangst erhöhter Kraft schiebt der kräftige Fisch mit seinem entsetzlichen Feinde eine Strecke vorwärts und sucht dann unterzutauchen. Einige Augenblicke schwebt der Fischeadler in Gefahr, mit in die Tiefe gezogen zu werden; wild peitschen die langen Flügel den Wasserspiegel, und der Schnabel h. lt zu kräftigen Stößen auf den Kopf des Dackels aus. Nach kurzer Zeit aber streicht der prächtige Raubvogel mit seiner schweren Beute über das Wasser dahin, erhebt sich dann langsam und verschwindet hinter den Bäumen.

Wer vom Wege abweichend, sich tiefer in das Innere der Schütten begibt und hier achtlos weiter schreitet, kann stundenlang umherirren, bis er einen Ausweg findet. Von allen Seiten hemmen die koberntartig verschlungenen Altarme oder undurchdringlichen Gestrüpp seinen Fuß; immer wiederholt sich dasselbe Bild, und große Gefahren umgeben denjenigen, der in dieser unwirthlichen Gegend von Nacht und Nebel überrascht wird.

Und in dieser Wildnis finden wir Hartfeld wieder. Seine infolge der langen Fast geschwächte Widerstandsfähigkeit war durch die mit Nahrungsmangel verbundenen Anstrengungen und der langen Fußreise und die Eindrücke der letzten Stunden gelähmt worden. Sein dumpfes Gehirn hatte nur mehr Raum

für die Worte: „Ich verachte dich“, die immerfort in seinem Ohr wiederhallten. Scheuen Blickes, den einzelnen Fußgängern ausreichend war er von seiner Wohnung aus die Theresienstraße entlang nach dem Kreuzthor gegangen und hatte bald darauf die Stadtumwallung hinter sich.

Dem Unglücklichen war nach den unseligen Worten seiner Frau die Ueberzeugung gekommen daß sein Leben verwirrt sei. Er hatte eine tödtliche Verleumdung erfahren, für die ihm keine Genugthuung werden konnte, denn alles glaubte ja an seine Schuld. Keines klaren Gedankens fähig und vollkommen entmenslicht, gewährte ihm das Bewußtsein seiner Unschuld keinen Halt mehr. Die Reize eines bösen Verhängnisses zogen sich über ihn zusammen, und er ließ sich willenlos von ihnen umstricken. Wie ein zu Tode getroffenes Wild ein ruhiges Mägdchen im Dickicht sucht, um dort ungestört sein Leben auszuhauchen so trieb es ihn auch aus dem Bereiche der Menschen nach einem Ort, wo ihn niemand finden sollte.

Ein paar Momente nur stand er rathlos auf der Straße, da suchte es ihn durch den Sinn; die Schütten! Und wie von einem Fluche gehebt, folgte er dieser Eingebung.

Auf dem Fußwege des Festungsplateaus dahineilend, gelangte er an den Friedhof, in welchem er an mehreren Punkten schwachen Lichtschimmer wahrnahm. Er blieb stehen und sah durch die offene Gitterthüre in das innere des stillen Ortes. Es zog ihn zum Grabe seiner Eltern. Die Wenigen, die da und dort vor einem kleinen Erbhügel standen auf dem ein Christbaum brannte, bekümmerten sich ja nicht um andere Menschen. Weltvergessen kostete ihr geistiges Auge auf dem bleichen, tiefschlafenden Liebling im weißen Kleidchen da unten, den der grüne Baum mit den leuchtenden Früchten und den im Winde flackernden Lichtern erfreuen sollte, wie einstmal.

Die Finger trampflichten ineinander verschlungen und den starren Blick auf den verfallenen Grabhügel gerichtet, lehnte Hartfeld an dem hohen Grabstein, der seiner Eltern Namen trug. Es war ein stummes verzweifelter Klagen und Flehen, das sein Inneres erfüllte, das himunterdringen sollte zu ihnen, die ihm das Leben gaben, die ihn so treu und selbstlos geliebt hatten. Sein krankes Hirn wähnte, es müßte ihm an diesem Orte Rettung werden, er würde einen Fingerzeig erhalten, wie er den finsternen Mächten entrinnen könne, denen er sich rettungslos verfallen glaubte. Aber es geschah weder ein Wunder, noch kam ein erleuchtender Gedanke über ihn. Eine lange Zeit verstrich. Die Christbaumlichter auf den kleinen Gräbern waren längst erloschen, die trauernden Mütter hatten ihre Lieblinge und den Friedhof verlassen, und tiefe Ruhe herrschte auf der Stätte des Todes, über der der fahle Dämmerchein einer dichtbewölkten Mondnacht lag.

Einige Augenblicke noch stand Hartfeld zögernd da; dann verließ er entschlossen das Grab seiner Eltern und stürmte davon.

Stundenlang war er seitdem in den Schütten umhergeirrt. Was ihn bisher zurückgehalten hatte, seinen Entschluß auszuführen, war die Unsicherheit in der Wahl des Mittels. Mit

Wunderbare der Schusswaffe, die er nicht sah, erschien ihm so-
les andere Werkzeug entlehrend. Dann sagte er sich, daß man
ihn über kurz oder lang auch in dichtesten Gestrüpp finden könnte,
und dieser Gedanke war ihm unerträglich. Den Einfall, sich
derart aus der Welt zu schaffen, daß ebenförmig ein Unglück wie
Absicht angenommen werden konnte, verwarf er bald wieder. Ni-
mand durfte ihn finden. Von seiner Familie wollte er für ver-
schollen gehalten werden, aber nicht als todt gelten. Mit einem
Mal kam ihm ein Gedanke, der alle bisherigen Bedenken be-
seitigte: Ein beherrschter kräftiger Schuß unter das Eis der Donau
— offene Stellen werden am Ufer sich finden — dann fortge-
wirbelt von den reißenden Fluthen, weit, weit . . .

Hastig wandte er sich der Richtung zu, in welcher sich nach
seiner Ansicht der Strom befinden mußte. Wiederholt hatte er
während seines Umherirrens kleinere und größere Wasserarme
überschritten; nun aber staute er ob der Veränderung, die erst
in den letzten Minuten vor sich gegangen sein mußte: Ueber die
Eisbede des breiten Flußwassers, an das er soeben gelangt war,
schob mit lebhaftem Rauschen das Wasser dahin. Von Sekunde
zu Sekunde stieg dasselbe, und in kurzer Zeit mußte es die Ufer
überschreiten. War der Strom ausgetreten? Er blickte um sich
und gewahrte, daß die soeben von ihm durchschrittene freie Flä-
che sich zum See verwandelt hatte; von allen Seiten floß das
Wasser zu und immer tosender stürzten die Fluthen in dem brei-
ten Mischsal an ihm vorüber.

Hinüber um jeden Preis! War das Eis gebrochen, dann
schwimmen. Was lag daran, wenn er trübend drüben anlangte?
Bis zur Donau wird er sich noch schleppen können und dann —
dann war die Qual zu Ende.

Mit einem am Boden gefundenen Baumast versehen, den er
fernwährend vor sich ins Wasser stieß, um sich von dem Vor-
handensein und der Festigkeit des Eises zu überzeugen, warnte
Hartfeld in die ihm bis aus Arme reichende Fluth und gelangte
glücklich zum anderen Ufer.

Dornen und Weidenbüsch schlossen sich hier so dicht ver-
wachsen an das Wasser, daß es ihm unmöglich war, vorzudringen.
An den kahlen Weidenzweigen und Baumstäben sich festhaltend,
drang er mühsam das Ufer entlang, um eine lichtere Waldstelle
zu suchen, und der Zufall ließ ihn bald eine solche finden. Am
ganzen Körper fröstelnd, wand er sich durch das unter Wasser ge-
setzte Unterholz, und plötzlich lag das weit ausgebohrte Eisfeld
der Donau vor ihm. Immer höher schob sich die gewaltige,
den Strom fesselnde Eisplatte, unter welcher reißende, schrum-
peligelbe Wassermassen hervordrang, die sich in die Schützen
ergossen und die ganze Ebene überschwemmten.

Auf seinen Ast gestützt, schlang sich Hartfeld mit einem ge-
wagten Sprung aus dem Wasser auf das Eis und schritt dann
stromaufwärts, um eine weiter vom Ufer entlegene und weniger
nach außen reichende offene Wasserstelle zu suchen.

Der warme Wind hatte das dicke Gewölke zerrissen. Grau-
schwarze, silbergeränderte Wolkensehen jagten an der Mondschei-
be vorbei, und auf der vom Regen gewaschenen, rauhsackigen Eis-
bede des Stromes funkelten Tausende von Kristallen.

Ein altes, nahe am Ufer stehendes, hölzernes Kreuz festelte
die Aufmerksamkeit des langsam dahinschreitenden Mannes. Vom
rechten Arm des Heilandes fehlte in der Mitte ein Stück, und
der Kopf des an den Stamm gelehnten lebensgroßen Marien-
bildes war bis an den Hals lassend gespalten. Das Bild stand
bereits bis an die Brust unter Wasser.

Hartfeld kann nach. Dieses Kreuz hatte er schon einmal ge-
sehen; aber wann und unter welchen Umständen? Plötzlich fiel
es ihm ein: An einem sonnigen Frühlingstage war er als klei-
ner Knabe mit der Mutter hierher gekommen. Er suchte Blu-
men und kleine Muscheln im Gebüsch, und die Mutter kniete
auf dem Brette am Fuße des Kreuzes.

Lebhaft trat nun der längstvergessene Moment vor seinen
Geist, und die Erinnerung an denselben ergriff ihn heftig. Ein
seltsames Walten des Schicksals! An diesem Orte betete die
Mutter, als er, ein harmloses Kind, die in üppiger Fülle pran-
gende Wälder für ein Märchenreich hielt, und nach vielen Jah-
ren irrte das damalige Kind als ein Geächter, Verzweifelter
in diesem Märchenreiche umher. An denselben Orte, an dem
die Mutter betete, suchte jenes Kind den Tod! Gerade da fand
es den gesuchten Spalt im Eise, aus dem die Fluthen verlor-
den hervorprudelten. Warte die Mutter damals das finstere,
entsetzliche Verhängniß ihres Kindes? Hatte sie vielleicht jenes
unbestimmte, räthselhafte Vorempfinden einer nahen oder ferneren
Gefahr, das feinfühlsame, sensitive Naturen zuweilen beschleicht
und mit Bangigkeit erfüllt? Der Unglückliche starrete hinüber
zu der von den Fluthen umschäumten Stelle. Er sah die Mut-
ter wie damals auf dem Brette knien — die dunkelgekleidete Ge-
stalt mit den braunen Flechten und den unvergesslichen Zügen,
sah sich selbst als Knaben im Gebüsch stehen, duftiges Grün,
Sonnenglanz und Kinderglück. Welcher Gegensatz zwischen da-

mal und heute! „Du bist so unschuldig — an dem dir zur Last
gelegten Verbrechen, so unschuldig, wie damals als Kind!“ rief
es in ihm. „Warum willst du sterben?“ — Finstern betradete
er den Eispaß, und die aus denselben sprudelnden Wogen plan-
berten: Es gibt nur einen Ausweg, die Kaluität etwas zu
mildern, daß du verschwindest — — Lieber den Tod, als mit dir
weiter leben — — Nachverachte dich! Für dich gibts keine Res-
tung mehr! Pote nicht — — Deine zuversichtliche Hoffnung, dein
heißes Flehen in der dunklen Gefängniszelle — was hat's ge-
nützt? Hier auf Hieb der Schicksalskegel fiel auf dich, nun
ist deine Kraft dahin. Kein gerechter, liebender Vater we-
ß um dich — kann dein Elend nicht wissen und wollen! Du bist
das Spielzeug einer düstern, unergründlichen Macht. . . komm,
— in einer Minute ist die Tragödie zu Ende . . . Kommt, —
kommt.

Hartfeld hatte sich an dem Eispaß soeben auf ein Knie nie-
dergelassen, da horchte er plötzlich auf: über die Schützen her-
über ertönten von allen Thürmen der Stadt die Glocken zur
Christmette.

Und was das Grab der Eltern und die durch das alte Kreuz
geweckten Kindheits Erinnerungen nicht vermocht hatten, das be-
wirkten die ihm wohlbekannten Glockenklänge. Sie riefen ihn
in's Gedächtniß zurück, daß heute Christnacht war, und daß seine
beiden Lieblichen vergeblich auf das Christkind warteten. Wäh-
rend seines langen Umherirrens hatte er der Kleinen nicht ge-
dacht; nun traten sie mit Lebendigkeit vor sein geistiges Auge.
In diesen Augenblicke lagen sie im rosigten Schlummer in ihren
Bettchen zu Hause, während der Vater an seinem selbstgegrachten
Grabe kniete! „Deine Kinder, deine armen Kinder!“ rief es in
in ihm; „du raubst ihnen den Vater, den Ernährer — — du
bist ein Feigling! Nein, nein — — du mußt leben, mußt für
sie sorgen, über sie wachen — — du darfst nicht sterben!“

Er erhob sich und spähte nach Rettung aus. In der Ferne
vernahm er dumpfen Donner und gleichzeitig verspürte er ein
leichtes Erzittern unter seinen Füßen. Der Eisstoß! Instintiv
fühlte er die nahe, furchtbare Gefahr die den sicheren Tod mit
sich brachte, und ihn, der eben sein Leben von sich werfen wollte,
besselt nun bei dem Gedanken an seine Kinder die Angst der Ver-
zweiflung. Ein Ufer zu beschreiten war längst nicht mehr mög-
lich. Der Loch mußte seine Fesseln gebrochen haben, denn in der
letzten halben Stunde war das Wasser rapid gestiegen. Vom
Marienbilde am Kreuze ragte nur mehr der gepaltene Kopf
aus den Fluthen heraus, und wie ein festgeankertes Floß von
unabsehbarer Länge und mächtiger Breite lag die Eisplatte des
Stromes auf den schäumenden und rauschenden Wogen.

Es gab nur eine Möglichkeit sich zu retten; die Donaubrücke;
diese war sicher nicht menschenleer. Hartfeld schätzte die Ent-
fernung auf etwa eine Stunde. Raschen Schrittes ging er über
die rauhen, gleich Felsen übereinandergeschichteten Eischollen
stromaufwärts.

Noch tönten die Glocken über die Schützen herüber. Und
die empörten Geister der Tiefe schienen das mitternächliche Ge-
lächte als Signal zum vereinten Kampf gegen die unwürdigen
Fesseln gewählt zu haben.

Der Eilende hatte erst eine kurze Strecke zurückgelegt, da
nachte das Eis plötzlich einen jähen Nuck und donnerähnlich
krachte das Eis in der Mitte des Stromes. Hartfeld wandte
sich rasch dem Ufer zu, um im Augenblicke der Gefahr einen
Rettungsanker zu ergreifen. Leider waren die zunächst gelege-
ren rettenden Zweige mehrere Schritte vom Ufer entfernt und
nur schwimmend zu erreichen, während auf dem rechten Ufer
mehrere Bäume ganz nahe beim Eise zu stehen schienen. Diejen
eilte Hartfeld zu.

Bis in die Mitte des Stromes war er gelangt, da fühlte
er sich plötzlich gehoben und im gleichen Augenblicke stürzte er mit
einem dumpfen Schreckenslaut von der sich aufrichtenden Eis-
platte rücklings in einen wildaufgeregten schäumenden Gischt.

Fortsetzung folgt.

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 2416
31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

Der Schrecken der Mütter sind die Sommer-
monate nicht mehr, wenn sie ihre Säuglinge und Kinder anstatt mit
Milk oder dergleichen, nur mit dem rühmlichst bekannten Kneipp-
Haus-Pasergries (ärztlich empfohlen) ernähren. Denn derselbe ent-
hält alle Stoffe, welche zu einer gesunden Blut- und kräftigen
Knochenbildung erforderlich sind, wird stets gern genommen und ist
leicht verdaulich, wirkt daher Brechdurchfall vorbeugend oder sofort
mildernd. Rachitischen, schwächlichen und zahnenden Kindern gebe
man Kneipp-Haus-Nährsalz-Pasergries. Allein echt nur zu haben.
Kneipp-Haus, Inh.: Hch. Meyror, Rheinstr. 59,
Telef. 3240. — Bitte genau auf die Firma zu achten. — 3300

Der Papagei als Brautwerber.

Roman in vier Kapiteln von Ottomar Beta.

(Nachdruck verboten.)

I.

Meine reiche Tante hatte eine Villa und darin einen Papagei. Am war's Sommer, und sie wollte nach Verchesgaden. Was half's? Ich mußte Villa und Papagei unter meine Obhut nehmen. Ich tat's ungern, aber dennoch ohne Murren; denn wenn meine reiche Tante nicht das Geld dazu gab, daß ich Jura studierte, tat's keiner.

So zog ich denn hinaus aus dem Lateinischen Viertel von Berlin NW. nach dem fernen Vorort und nahm reichlich Bücher mit, eine ganze Kiste voll. Aber der Papagei wußte alles besser als ich und die Bücher. Fortwährend rief er: „Liebst Du mich?“ Und ich verwünschte ihn, knirschte mit den Zähnen und sagte: „Ja doch, Lora!“

Wenn's mir zu toll wurde, hing ich ihn hinaus in den Garten an einen Apfelbaum. Und da hing er denn in seinem Bauer eine schöne, lange Sommernacht hindurch bei Mondenschein und Sternenschein.

Als ich so um 4 Uhr herum aufwachte, dachte ich an ihn. „Mein Gott!“ rief ich halb schlafend, „wenn er weggekommen, gestohlen worden sein sollte! Tante würde ihre Hand von mir abziehen und mich elendiglich verkommen lassen, wie ich ihre Lora.“

Also hinein in die Unausprechlichen und hinaus.

Richtig, da hing der Bauer am Apfelbaum; die Tür war offen, und Lora saß auf einem Ast und fragte mich stöhnend: „Liebst Du mich?“

Ich sagte schmeichelnd: „Ja, mein süßes Viehchen!“

Aber kaum machte ich Anstalt, um sie zu haschen, da flog sie davon, — erst auf den einen Baum, dann auf den andern, dann aufs Gartengitter, dann über die Straße, über eine Wiese, ein Bockst und weiter und weiter, endlich über eine auffallend hohe Mauer hinweg, hinter welcher auch eine Villa lag, die man aber kaum sehen konnte, so hoch war diese Mauer.

Nun, ich war jung und unternehmend. Die Verzweiflung, Lora zu verlieren, gab mir Mut. Ich fand eine Stelle, wo man zwischen der Mauer und einem Baum sich emporziehen konnte, nach Art der Schornsteinfeger; und es gelang, langsam emporzukommen. Oben waren Glasplitter und eiserne Spigen reichlich angebracht; aber auch diese überwand ich und befand mich nun in dem fremden Garten.

Es war ein großer Garten, fast ein Park zu nennen; und die Villa war ein schönes Bauwerk im italienischen Stil, mehr Mauer, als Fenster, mehr Festung als Wohnhaus, als gälte es, die Invasoren gegen die Banditen zu verteidigen. Aber darauf achtete ich nicht. Ich forschte nach Lora. Wenn ich diese nicht fand, und wenn unsere Köchin der Tante auch nur erzählte, daß ich das süße Vieh ausquartiert hatte, dann — —

Doch was war das? Hörte ich nicht ihr zärtliches: „Liebst Du mich?“

Gewiß! Mein Grauchen saß nachdenklich auf einem Fensterabsatz und stötte seine drei inhaltsschweren Worte. Aber das Fenster war zu hoch als daß ich es hätte erreichen können. Während ich nun noch in heller Verzweiflung da stand und nachsann, was ich tun sollte, öffnete sich leise das Fenster — ein vergittertes Fenster, wie mir nun auffiel — und ein holdes Mädchenantlitz zeigte sich mir, dazu ein Hals und halbverhüllter Busen von klassischer Schönheit.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte ich, respektvoll den Hut ziehend, „erschrecken Sie nicht. Ich bin ausgezogen, um jenen Papagei zu fangen, und finde eine verwunschene Prinzessin. Wollen Sie, bitte, das Vieh verhaften und mir überliefern? Es gehört meiner reichen Tante Frau von Uhlenberg, und wenn es verloren geht, dann geht mir sehr viel verloren.“

Das holde Mädchenantlitz sah zwar sehr bekümmert und abgehärmt aus; aber aus seinen Augen leuchtete Verständnis, und ein liebliches Lächeln erhellte seine Züge. Eine reizende Hand streckte sich aus und ergriff das flüchtige erotische Federvieh, das mich argwöhnisch beäugelte, vorsichtig und fest, eben als es wieder sein ewiges: „Liebst Du mich?“ erschallen ließ.

„Drapo, Bravissima!“ rief ich.

Die junge Dame legte den Finger auf die Lippen. „Nur ganz leise! Man darf nicht hören, daß jemand hier im Garten ist. Das wäre für Sie sehr unangenehm und für mich ein Unglück.“

„Für Sie ein Unglück?“ fragte ich halblaut, und mein Herz erwärmte sich sofort in Sympathie für dieses offenbar dulddende Mädchen.

„Wollen Sie mich nicht ins Vertrauen ziehen? Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein?“ fuhr ich fort.

„Das ist aber eine lange Geschichte,“ antwortete sie, trübe lächelnd. „Ich heiße Elinor von Bergen und bin eine Waise. Mein Onkel und Vormund hält mich hier gefangen und verlangt von mir, ich solle ihn heiraten. Er gibt vor, er liebe mich; aber worauf es ihm ankommt, ist nur, mein Vermögen in seine Hand zu bekommen — soviel davon noch da ist. Ich weiß es nicht!“

„Schauerlich!“ rief ich, während mir der Atem stockte, „was ist da zu tun?“

„Wie heißen Sie?“ fragte die junge Dame.

„Ernst Wächter.“

„O, Ernst!“ hauchte sie ertastisch. „Ernst, das ist ein schöner, schöner Name! Wollen Sie ihn verdienen, im Ernst Ernst heißen?“

„Am Jhretwillen, ja!“

„So gehen Sie zu meinem Vormund und halten Sie um mich an. Sagen Sie, Sie hätten mich von früher her gekannt. Morgen werde ich Ihnen alles nötige mitteilen. Jetzt wird es hell, und man könnte Sie bemerken. Eilen Sie!“

„Liebst Du mich?“ stötte Lora dazwischen.

„Ja, ja!“ lächelte Elinor. Sie band den Vogel in ein Taschentuch und ließ ihn vom Fenstersims herabfallen. Ich fing ihn auf, ohne daß ihm ein Schaden geschah, und mit einem: „Auf Wiedersehen morgen früh!“ huschte ich davon.

Die Mauer war mir nun leicht zu erklimmen. Wenn man liebt, wird einem alles leicht. Ich eilte in die Villa der Tante zurück, brachte Lora in Sicherheit und steckte meinen Kopf in kaltes Wasser. Dann nahm ich eine Douché, dann ein kaltes Bad, ehe ich mich beruhigen konnte. „Elinor! Elinor!“ so flüsternte ich un- aufhörlich, „Du sollst erlöst werden!“

II.

Schon am selben Tage forschte ich nach den Verhältnissen der Inassent jener statösen Villa — im Adressbuch, bei den Krämer, überall, unauffällig. Als der große „E.“ oder Eigentümer wurde ein Herr von Bergen, Rittergutsbesitzer und Bankier, bezeichnet.

„O, es ist ein hoher Herr,“ meinte mein Tabakslieferant, „reißig reich, wenigstens soweit unsereiner das beurteilen kann. Denn sehen Sie, heututage — es war in der Zeit des großen Krachs der siebziger Jahre — na, Sie verstehen mich schon! Die von Bergens hatten großen Grundbesitz in Berlin und Umgegend, den sie zu enormen Preisen verkauft haben. Es gab ja wohl keine Gründung, an der sie nicht beteiligt waren. Und dieser Herr hier hat ja wohl alles geerbt, denn die anderen Verwandten sind nun schon alle tot — sie starben an Herzverfettung oder Gehirnweichung oder sonst einer Millionärskrankheit. Bloß dieser hat sich gehalten. Er fährt oft aus, — schöne Pferde, und neben ihm sitzt meist eine junge, schöne Dame. Sie sieht leidend aus, und man sagt, sie wäre nicht recht bei sich — so über- geschnappt, — vielleicht unglückliche Liebe. Manchmal fährt sie auch in Begleitung einer älteren Dame. Kutscher und Diener tragen Eivree. Einkäufe machen sie nicht, das kommt alles aus Berlin. Wir kleinen Händler hier am Orte haben 's Nachsehen.“

Während wir sprachen, kam eine Equipage mit zwei schönen Rappen die Straße entlang.

„Sehn Sie, das sind sie!“ rief der Zigarrenhändler und zog mich zur Kadentür hinaus.

Richtig: Elinor und ein Herr in den Vierzigern saßen in der Equipage, und beide hatten die Augen auf mich gerichtet.

Ich zog unwillkürlich den Hut, und Elinor nickte mir zu.

Ich sah wie Herr von Bergen erschreckt und eine kassige Frage an Elinor richtete, worauf sie ruhig mit dem Kopfe nickte.

„O, Sie kennen ja diese Herrschaften!“ meinte der Zigarrenhändler.

„Nun ja, die Dame, von früher her,“ gab ich zur Antwort und entfernte mich.

(Fortsetzung folgt.)

Vorboten.

Vor der großen Göttin Wagen
Sind die Tauben angespannt,
Die sie durch die Lüfte tragen,
Flatternd an dem Rosenband.

Wenn die kleinen Flügel schwirren,
Schwankt die Seele hin und her;
Wenn die leisen Stimmen girren,
Schweigt das schwache Herz nicht mehr.

Weisse Vöglein seht ich nicken
Auf dem Boden ringsherum;
Lächelt sich mir die Göttin blicken?
Doch — die Vöglein bleiben stumm.

Blumen sind es, kleine Glöckchen,
Künden mir den Frühling an,
Und mit seinen gold'nen Lächeln
Tanzt der liebe Mai heran!



Gestern und Heute.

Gerechtigkeit in Abyssinien. König Theodor von Abyssinien hatte eine eigene Methode, Recht in seinem Lande zu sprechen. Er betrachtete sich als oberste Behörde und gestattete allen, die beeinträchtigt zu sein glaubten, vor ihm mit dem Ruf: „Dschan-hoi“ (Majestät) zu erscheinen. Zur Charakteristik seiner Art und Weise, Recht zu sprechen, mögen hier zwei Fälle erzählt werden: Theodor saß eines Morgens vor der Tür seines Zeltes, als sich ein Araber mit dem Ruf: „Dschan-hoi! Dschan-hoi! Gerechtigkeit, o König!“ näherte. Nach dem Grunde seiner Beschwerde gefragt, antwortete er: „Vor drei Tagen kehrte ich aus der Stadt nach Hause zurück. Fatme, rief ich, Fatme! Denn wisse, König, Fatme ist mein Weib, meine Perle, — sie war verschwunden! Allah akbar! Gott ist groß! Ich glaubte sie bei ihrer kranken Mutter. Die Sterne beginnen zu bleichen, die Sonne bricht hervor, aber Fatme kommt nicht. Ich eile zu ihrer Mutter. Sie war nicht dort gewesen. Gerechtigkeit! Ich verlange mein Weib!“ — „Gut, lautete die Antwort Theodors, „Du sollst es haben. Sei in einer Stunde bereit, mich in Deinem Hause zu empfangen.“ — Genau um die festgesetzte Zeit erscheint der König im Hause des Arabers und verlangt, sämtliche Kleider der Verschwundenen zu sehen. So werden alle Herrlichkeiten der treulosen Fatme herbeigefächelt, und unter diesen befindet sich ein Mantel, den der erstaunte Gatte nicht als seiner Frau gehörig erkennen kann. Alle Schneider in Gondar werden beufen und befragt, bis einer von ihnen die Angabe macht, daß dieser Mantel von ihm für einen reichen Edelmann, Namens Ras Michal, angefertigt sei. Sofort erfolgt dessen Verhaftung, und in seiner Wohnung wird auch Fatme entdeckt. Beide werden zum König geführt. „Da ist Dein Weib!“ spricht dieser; „nimm sie; ich habe mein Versprechen gehalten!“ — „Verzeihung, Majestät,“ erwidert Abdallah; „eine Frau, die drei Nächte aus meinem Hause war, ist nicht länger mein Weib!“ — „Du redest gut! Nimm diese Börse und kaufe Dir eine andere Gattin. Ihr beide aber,“ donnerte er die Entschlossenheit an, „kannst Euch nicht heiraten, da eine Frau nicht zwei Männer haben darf. Aber Ihr mögt Euch nach Belieben im Himmel vereinigen!“ Er erteilte dann den Befehl, beide sofort hinzurichten, was auch noch in derselben Stunde geschah. — Das zweite Beispiel ist folgendes: Ein Soldat hatte einen Bauer erschossen, der versucht, mit Gewalt etwas Tabak wiederzuerlangen, wurde, erkannte gegen den Mörder auf zehn Taler Geldstrafe, den jener ihm geschloß. Ein Richter, dem der Soldat vorgeführt die er der Witwe einhändigte. Diese wies indessen unwillig das Blutgeld zurück und wandte sich an König Theodor. Der ließ sich den Fall erzählen und alsdann den Soldaten nebst dem Richter vorführen. „Welches war Deine Strafe?“ fragte er. „Eine Geldbuße von zehn Talern,“ lautete die Antwort. „Nun,“ bemerkte der König, „das ist billig, soviel kann ich auch daran wenden!“ zog eine Pistole aus dem Gürtel und schloß den Mörder nieder. Darauf nahm er kaltblütig aus seiner Börse zehn Taler und warf sie dem entsehten Richter vor die Füße.

Ein feines Wort. In einer Gesellschaft zu Paris, wo man von der letzten Eroberung weiblicher Herzen sprach, sagte ein alter Stutzer zu Mirabeau: „Sie dürfen mir es glauben, daß ich in früherer Zeit mancher hübschen Frau den Kopf verdreht habe.“ — „Doch wohl nur so, daß sie ihn wegwandte?“ fragte Mirabeau.



Welt und Zeit.

Das Meisterstück eines Schmiedes bestand in früherer Zeit in England, und nicht minder auch im nördlichen Deutschland, in der Anfertigung eines vollständigen Hufbeschlages, ohne zuvor genommenes Maß. Also, daß das zu beschlagende Pferd nur dreimal vorübergeritten ward, der Schmied aber den Huf nicht genauer ansehen durfte.

Friedrich VI., König von Dänemark, ein leutseliger und für das Volkswohl sehr besorgter Fürst, besuchte, wenn sich Gelegenheit dazu bot, sehr gern die Land- und Dorfschulen. In der Voraussetzung, daß dies eines Tages auch ihm geschehen könne, hatte ein Dorfschullehrer seine Maßregeln getroffen. Friedrich VI. fragte nämlich sehr häufig, welches die größten Männer Dänemarks gewesen, und unser Lehrer paukte also seinen hoffnungsvollen Schülern und Katechismusstudenten die Namen, jedoch mit einem kleinen Zusatz, ein. Die Erwartung, vielleicht auch der Wunsch des Lehrers, ging in Erfüllung; noch mehr: der König tat wirklich die bekante neugierige Frage, und der Dänenbube, dem er sie vorlegte, begann die Koryphäen der Nation stramm und fest herzusagen, von Anfang bis zu Ende, dem er ebenso bestimmt hinzufügte: „und König Friedrich VI.“ Der König stutzte, erkannte indessen bald die Veranlassung zu seiner Vernehmung in die Walthalla der vaterländischen Geschichte. „Was hat denn Friedrich VI. getan, mein Sohn,“ fragte er, „daß Du ihm einen Platz neben den großen Männern einräumst.“ „Ich weiß es nicht,“ stotterte der Knabe nach einigem Besinnen. „Bei Gott, ich auch nicht,“ rief Friedrich lachend.

Das Paradies der Frauen. In keinem Teile der Welt werden die Frauen wohl mit größerer Verachtung und Härte behandelt, als an den nördlichen Küsten Afrikas. Die Eltern verkaufen dort ihre Töchter an Männer, die ihnen am meisten bieten, und die Käufer betrachten sie gleich den niedrigsten Sklaven. Diejenigen aber, die Vornehmen zu teil werden, sind bei dem geringsten Argwohn der Todesstrafe ausgesetzt; auch leben sie, selbst bei tadelloser Aufführung, in beständiger Angst. Die Frauen der ärmeren Klasse sind Lasttiere im eigentlichen Sinne des Wortes; sie müssen die größten Arbeiten verrichten und die Hausgeräte fortschaffen, wenn der Mann seinen Wohnsitz zu verändern beschloffen hat. In diesem Falle besteigt er sein Pferd, ohne eine andere Bürde, als seine Waffen, läßt die mit dem Gepäck belastete Frau vor sich hergehen, die selbst noch das Zelt tragen muß, das an Ort und Stelle aufgeschlagen wird. Weib die Ärmste hinter dem Pferde zurück, so treibt er sie mit einer Lanze an. Aufst kein Geschäft die Frau nach außen, so bleibt sie im Zelt oder in der Hütte eingeschlossen und lebt stets in der daselbst herrschenden Unreinlichkeit. Alles dies bewirkt, daß die unglücklichen Schlachtopfer sehr bald dahinsinken. Verlorenen Augen, ein niedergeschlagenes, furchtbares Aussehen und der von der Last der Arbeit gebeugte Nacken — kurz, in ihrem ganzen Aeußeren die Zeichen des schrecklichsten Elends und eine dumpfe Melancholie — das ist das Bild von dem größten Teil der arabischen Gebirgsweiber. Sie verheiraten sich sehr jung, haben wenig Kinder und enden früh ihr unglückliches Leben.

Die Trockenheit der Luft in Persien bewirkt, daß von den Gebirgen von Gilan und Masederan bis an den persischen Meerbusen, und von Urmia bis an die Grenzen von Kurdistan kein Tau auf den Pflanzen, kein merklicher Dunst in der Atmosphäre und kein Nebel auf den höchsten Bergen bemerkbar ist. Leichname, die dieser Luft ausgesetzt sind, trocknen aus; Weintrauben, die den halben Winter hindurch am Stock hängen bleiben, erhalten sich, und selbst der Ton der Darmseiten bleibt unverändert. Der Himmel ist so rein, daß man beim Sternensicht grobe Schrift lesen und die kleinsten Gegenstände in großer Entfernung erkennen kann. Diese große Trockenheit wird von dem Wassermangel erzeugt, an dem Persien leidet.

Guter Geschmack. Ein Schiffskapitän aus Wolgast, der mit dem berühmten Maler und Weltumsegler Eduard Hildebrandt in den Tropengegenden zusammentraf, antwortete auf die Frage des Malers, was ihm hier am meisten gefalle, nach einigem Besinnen: „Der ausgezeichnete, wunderbare — Durst!“

